

Nr. 3. Bromberg, den 4. Januar 1928.

Schiggi-Schiggi.

Abenteuer des Leo Parcus in den Urwäldern Boliviens.

Von Fritz Strauß.

Dreizehntes Kapitel.

El Sur.

Von den Kordilleren her kommt der Sturm geflogen. Er bringt den Eishauch der Berge mit sich und peitscht ihn mitten hinein in die heiße Glut des Tages, daß sie jählings erlischt wie Feuer, auf das man Wasser gegossen hat. Die Tiere des Urwaldes verkriechen sich in ihren Höhlen und Löchern, suchen das dichteste Gestrüpp auf und graben sich in die Sümpfe und Lagunen ein. Die Jagd in diesen Tagen ist unendlich mühsam und nur selten von Erfolg gekrönt. Wer nicht aus Hunger nach Beute fahnden muß, bleibt daheim.

Kein Zeichen verrät das Nahen des gefürchteten Bergwindes. Wie ein Blitz aus heiterem Himmel fällt er urplötzlich über das Land her, und im Nu sinkt die Temperatur etwa um dreißig bis fünfunddreißig Grad im Walde. In der Pampa noch um mehr.

Vor unserem Hause ist es leer geworden und still. Zunächst schützen sich meine Indios eine Weile durch mehrere Rindenmäntel, in die sie sich einwickeln; aber sehr bald fangen sie zähneklappernd an, auf dem Platz herum zu laufen und hüpfen von einem Fuß auf den anderen. Allmählich aber verschwinden sie im Haus, und jetzt ist der ganze Stamm vollzählig in ihm versammelt. Menschen und Tiere sind auf einen Haufen zusammengerückt und liegen zum Teil sogar aufeinander. Es herrscht ein unbeschreibliches groteskes Durcheinander. Wer sich überhaupt noch rühren kann, darf von Glück sagen, und mich wundert nur, daß noch niemand erdrückt worden ist. Am vordringlichsten benehmen sich natürlich wie immer die Affen. Sie schrecken vor keinem Versuch, ein warmes Plätzchen zu erobern, zurück und sind von einer bewunderungswürdigen Findigkeit und Unverfrorenheit. Kein Zwischenraum ist ihnen zu klein, in den sie sich nicht hineindrängten. Es braucht bloß ein Mantel irgendwo zu klaffen, schon haben sie es entdeckt, erweitern mit kundigem Griff den Spalt und schlüpfen hinein, wo das nun gerade ist und ob es dem Besitzer paßt, ist ihnen egal. Sehr beliebt ist der freie Raum unter den hochgezogenen Beinen, da hocken sie wie die Heringe zusammengepreßt. Einen schönen Anblick bietet unser Häuptling. Er lehnt mit dem Rücken gegen ein Wildschwein, zwischen seinen ergebungsvoll im Schoß gefalteten Händen wächst anmutig wie eine Königskerze der Schwanz eines Nasenbären empor, und ein Stoß knallroter Federn, der ihm aus einem Schlitz der Mäntel über den Bauch hängt, gibt davon Kunde, daß ein Arara vertrauensvoll an seinem Busen eine Zuflucht gefunden hat. Ich sitze bei meinem Gepäckkram, der einen guten natürlichen Schutz bietet, Schiggi-Schiggi huschelt sich an meine linke Seite, im steten Kampf mit zwei kleinen Affen, die einen Zipfel meiner Wolldecke ergattern wollen. Sie bewohnten ursprünglich einen Gummisack, wurden aber von einem größeren Genossen in lieblosester Weise daraus entfernt und waren nun sozusagen heimatlos. Von rechts drückt sich wie eine Mauer mein Wildschwein gegen mich, und auf meinem Schoß ruht Ku-scha, ihren unvermeidlichen Marimono im Arm. Der Bergwind weht, el Sur!

Er braust ungestüm über den Wald dahin und weckt die Bäume aus ihrem Sonnentraum. Schlanke Palmstämme schwanken, und die Blätter zittern erschreckt, morsche Äste brechen, wie grüne Fahnen wehen winddurchwühlt die Lianen. Und der Sur greift an die ehrwürdigen uralten Kronen der mächtigen Riesen ringsum. Unwillig schütteln sie ihre Häupter und rauschen tief auf, und ihr Rauschen braust wie Orgelklang und füllt weithin den Raum. Der Baum des Lebens rauscht und der Baum des Todes, von dunklen Geheimnissen und seltsamem Geschehen, vom ewigen Schicksal und vom Glück und Leid der Menschen.

Der Bergwind weht! Fauchend fährt er ums Haus, fängt sich klagend in einem Winkel des Daches, bläst in die Glut am Boden und durch die Zwischenräume der dünnen Stäbe des Rostes und der Wände. Fester hüllt sich alles in seine Mäntel und Felle und wo der Zipfel einer Decke zurückgeschlagen wurde greift eine Hand danach und deckt die entstandene Blöße wieder zu — el Sur, der Bergwind weht.

Fünf Tage hat er gedauert, nun ist er Gott sei Dank vorüber. Die Verpflegung ließ bereits außerordentlich zu wünschen übrig. Wir durchstreiften frierend und mit Todesverachtung jeden Morgen stundenlang den Urwald und die Pampa, aber die paar Tiere, die wir mit Ach und Krach zusammenbrachten, reichten nicht annähernd, die vielen hungrigen Mäuler zu stopfen. Was allein die Menagerie zu leben benötigt — zwei Tiger, eine Tigerkatze, ungefähr zwanzig Wildschweine, fünfundzwanzig bis dreißig Nasenbären — das will herbeigeschafft sein. Der ganze Stamm atmete auf und die Männer hatten es noch nie so eilig wie heute morgen mit der Jagd. Ich vergewisserte mich, wie meinen Reittieren der Kälteeinfall bekommen war und traf sie gesund und munter an. Dann jagte ich ein wenig in der Pampa und hatte das Glück, eine Anta zur Strecke zu bringen. Da werden sich meine Parintintin freuen!

Ich komme vor den Männern nach Hause. Schiggi-Schiggi hat mich schon erwartet. An ihrem lebhaften Wesen merke ich, daß es irgendeine Neuigkeit für mich geben muß. Sie nimmt mein Gewehr und läuft ins Haus, während ich meine Hängematte beziehe. Mit einem Armvoll bunter Sachen kehrt sie zurück und breitet einen wundervollen Häuptlingsschmuck vor mir aus. Sie deutet dabei auf mich, was heißen soll: „Ich schenke dir das!“

Sie brachte mir schon oft kleinere Schmuckgegenstände, aber über dieses Geschenk bin ich wirklich gerührt und habe eine unbändige Freude. Ein Häuptlingsschmuck der Parintintin! Schiggi-Schiggi hatte schon als Kind an ihm gearbeitet, und es gibt für mich nun keinen Zweifel mehr, daß sie ursprünglich als Häuptlingsfrau bestimmt war. Dieser Schmuck ist die seltenste Trophäe, die ich besitze, und ich habe sie glücklicherweise aus dem Eisenbahnunglück bei Poitiers gerettet, bei dem eine Menge meiner Sachen zugrunde ging und gestohlen wurde. Jedes Stück dieses Schmuckes ist mit einer unglaublichen Genauigkeit ausgeführt und befestigt. Die besten Zähne, die schönsten Federn, der weichste Flaum wurde verwendet, und so entstand eines jener in jahrelanger, mühsamster Arbeit geschaffenen Meisterwerke, wie man sie nur bei den ganz unberührten Indianerstämmen mehr findet. Sobald die Wilden mit Fremden in Berührung kommen und Glasperlen und ähnlichen Krimskrams kennenlernen, verlieren sie die Freude an ihren eigenen prächtigen Schmucksachen und schenken sich die Mühe ihrer Herstellung. Die Ketten aus den seltenen Fruchtkernen verschwinden, der Kopfputz vereinfacht sich, die Pfeile entbehren

ihrer zeitraubenden Verzierungen, die Arbeitslust nimmt rapid ab, und die Indianer selbst büßen immer mehr ihre Originalität ein. Bei den Cabinas sitzt bereits ein spanischer Missionar und hütet eine in Kleider gesteckte zahme Herde, die in ihren Baracken Heiligenbilder hängen hat. Indianer sind das nicht mehr. Da schaut es bei meinen Parintintin doch anders aus! Außer ihren aus Bambus, Holz, Fischknochen und ähnlichen Dingen aus ihrer Umgebung verfertigten Werkzeugen kennen sie nichts. Sie bedienen sich sogar noch der Steinbeile. Auch ihre sonstige kulturelle Stufe läßt sehr zu wünschen übrig. Vollkommen fremd ist ihnen zum Beispiel auch der Begriff Gott in irgendeiner Form. Sie verehren weder die Sonne noch den Mond und haben auch keine Götzen. Ich erlebte manchmal Situationen, in denen ich allen Ernstes an eine direkte Abstammung von den Affen denken mußte. So damals, als ich zum erstenmal eine Frau sah, die an der einen Brust ein Kind, an der anderen einen Affen säugte. Später wurde mir der Grund klar. Die Parintintinkinder werden bis zu drei, oft sogar bis zu vier Jahren gestillt, so lange eben, bis sie sich selber von Fleisch ernähren können. Haustiere, die Milch geben, sind nicht vorhanden. Die Brüste einer Frau werden fortgesetzt in Anspruch genommen, selbst wenn ihre Kinder bis auf eines sterben. Der Fall tritt natürlich hier und da einmal ein, und um ein Versiegen ihrer Brust zu verhindern, nimmt die Frau bis zum Eintreffen des Nachwuchses, der nie auf sich warten läßt, einen neugeborenen Affen, oder wenn gerade keiner da ist, ein neugeborenes Wildschwein zu Hilfe.

Einfach verblüffend ist die Ähnlichkeit der Sprache der Parintintin mit der Sprache der Affen. Ich habe mir keine Mühe verdrießen lassen, so gut es ging, in ihre Geheimnisse einzudringen. Die Ausbeute ist kläglich. Vom ersten bis zum letzten Tag blieb die Zeichensprache das einzige Mittel, mich mit den Leuten zu verständigen. Wohl habe ich mir einige Worte, so wie ich sie hörte, aufgeschrieben, aber selbst bei diesen wenigen bin ich mir bei vielen über ihre einwandfreie Bedeutung nicht klar geworden., Manche klingen, wiewohl sie grundverschiedene Dinge bedeuten, zum Verwechseln ähnlich, um nicht zu sagen gleich. Der Sprache scheinen sämtliche abstrakte Begriffe zu ermangeln, ebenso Satzbau und Verben. Ke=ka heißt das Haus. Es heißt aber auch: geh ins Haus, er ist im Haus, um das Haus herum, kurz alles, was mit dem Haus zusammenhängt. Mit den übrigen Worten ist es dasselbe. Pajji, um einige Perlen aus meinem Wortschatz anzuführen, heißt der Pfeil, Ja=a=ri der Bogen, Pa=pa Mann, Vater, Un=de Auge, Yiiji=i Haar, Kopf, Mu=ij Auge, Duji Tasche, Ine Feuer, Ya=a Sonne, Ya=a=ki Mond, Ha=ho Wasser, i=pa ja, apjji gut und upi=ka böse und gleichzeitig auch der Tiger.

Wer diese Worte liest, wird vielleicht enttäuscht und erstaunt sein, und meine Behauptung, die Sprache ähnelte der Affensprache, wird ihn befremden. Gewiß, die Worte haben im Vergleich mit Lauten aus anderen seltenen Fremdsprachen durchaus nichts Auffälliges an sich, manchen ist sogar eine Art von Wohllaut eigen — wenn sie sich in geschriebenem Zustande dem Auge offenbaren. Man muß sie hören. Dann aber gibt es garantiert niemand mehr, der dieses Gebell mit dem Ausdruck „Sprache" belegt. Die Wilden stoßen die einzelnen Silben in kurzen, abgehackten Kopflauten hervor, wie ein in furchtbare Aufregung geratener Stotterer und verstärken die Vokale durch eine grobe Fibration der Stimme. Es klingt tierisch, wild und unartikuliert und läßt sich mit bestem Willen nicht näher schildern. Wer sich ein erschöpfendes Bild von der Sprache der Parintintin machen will, der gehe — ich kann es nur immer wieder sagen — am besten in einen zoologische Garten und ärgere einen Affen so lange, bis er schimpft.

*

Während ich noch in den Anblick meines Schmuckes versunken bin, entfernt sich der größte Teil der Frauen nach dem Urwald. Schiggi=Schiggi packt ihren Schmuck zusammen und bedeutet mir, sie wolle sich ihnen anschließen. Wahrscheinlich gehen sie wieder in das Maisfeld. An sich reizt mich das sehr wenig, aber um Schiggi=Schiggi eine Freude zu machen, begleite ich sie. Sie schlägt eine andere Richtung ein und trifft nach zehn Minuten mit den Frauen zusammen, die damit beschäftigt sind, rund um einen dicken Baum herum eine breite Kerbe in den Stamm zu schneiden. Diese Maßnahme ist der Anfang zur Gewinnung der Rinde, derselben Rinde, aus der die ausgezeichneten weichen und beinahe unzerreißbaren Hemden und Mäntel verfertigt werden. Die Prozedur ist langwierig. Sobald die beiden in der gewünschten Länge voneinander liegenden Kerben geschnitten sind, wird mit Keulen aus Eisenholz mehrere Tage lang auf die Stämme geschlagen. Die Keulen sind mittels starker schneidiger Muscheln der Länge nach gerillt. Durch das fortgesetzte Trommeln löst sich allmählich die Borke und läßt sich wegschälen. Zum Schluß bleibt die feine bastartige Rinde übrig. Sie wird mit Leichtigkeit abgezogen und braucht dann nur in Form gebracht zu werden. Die Frauen wechseln im Geschäft des Schlagens ab. Schiggi=Schiggi macht sich eben an die Bearbeitung des Stammes. Warum soll ich diese Trommelei nicht auch einmal lernen? Schaden tut es mir sicher nicht. Schiggi-Schiggi weigert sich hartnäckig, die Keule abzugeben und ich muß sie ihr mit Gewalt entwinden. Kaum habe ich den ersten Hieb getan, setzen die übrigen Frauen auf einen Schlag aus und machen ein Gesicht wie die Katze, wenn's donnert. Ein Mann, der arbeitet, so etwas haben sie in ihrem ganzen Leben noch nie gesehen. Ich lache laut, gebe Schiggi=Schiggi ihre Keule wieder und begnüge mich mit dem Zusehen. Was seid ihr bloß für ein verdrehter Verein!

Der Fluß ist von diesem Platz aus ziemlich nahe. Und hier versäume ich wirklich nichts. Also auf zum Wasser! Unterwegs höre ich in meiner linken Flanke lautes Stimmengewirr. Meine Indianer sind auf dem Heimweg von der Jagd. Sie unterhalten sich bei dieser Gelegenheit immer sehr gern und auch sehr lebhaft miteinander, aber dieser Radau überschreitet jedes gewohnte Maß und setzt mich in Erstaunen. Etwas Außerordentliches muß sich ereignet haben. Ich strebe auf den Lärm zu und sehe schon von weitem, daß drei Leute einen leblosen Körper mit sich tragen. Mein erster Gedanke ist: ein Unglücksfall! Bei der ohnedies geringen Anzahl der Männer doppelt schwer; entdecke aber im gleichen Augenblick, daß ich mich getäuscht habe. Die sieben Parintintin sind vollzählig, und außerdem fällt mir jetzt auch noch auf, daß der Leblose einen Kopfschmuck trägt. Nichts Gutes ahnend, beschleunige ich die Beseitigung der Wegehindernisse und erreiche rasch den Stamm. Sie tragen einen toten Indio. Der Häuptling hat seinen Bogen und seine Pfeile in Verwahrung. An ihnen sowie am Kopfputz des Toten glaube ich einen Angehörigen der Chacobas vor mir zu haben. Aus seiner Brust ragen drei abgebrochene Pfeile der Parintintin heraus. Was mag hier vorgefallen sein? Die Männer sind sichtlich erregt und achten mit keinem Blick auf mein Erscheinen. Ich schließe mich ihnen an, bleibe aber ein paar Schritte hinter ihnen. Von dem Geschrei angelockt, kommen auch die Frauen herbei und umringen ebenfalls laut schnatternd den Zug. Ich winke Schiggi=Schiggi und versuche mich von ihr orientieren zu lassen. Sie gestikuliert zwar heftig mit beiden Händen und redet unentwegt auf mich ein, es ist indes unmöglich, daraus klug zu werden. Bei der Ankunft am Hause laufen sämtliche Kinder und der Rest der Frauen zusammen. Sie scheinen samt und sonders übergeschnappt zu sein. Die Männer werfen die Leiche auf den Boden, sofort bemächtigen sich ihrer mehrere Weiber und schleifen sie näher ans Haus. Sie holen sich ihre Bambusmesser und Sägen aus Wasserschweinzähnen und fallen zu viert über den Getöteten her. Dicht über den Gelenken hacken und sägen sie Hände und Füße ab, neugierig umstanden von einer Schar von Wildschweinen. Dann schleppen sie die Leiche an den Urwald und werfen sie ins Gebüsch. Die Wildschweine schießen hinterher, und ihr Geschmatze und Gegrunze zeugt von der Gier, mit der sie den Leichnam des Indio zerfleischen.

Unterdessen hat der Häuptling die abgeschlagenen Hände und Füße an sich genommen und schreitet, von den sechs Männern gefolgt, ans Feuer. Auf Hemd und Hose kleben große Tropfen Blutes. — Menschenblut. Er stößt einen Holzspieß in die zerfetzten Stümpfe und gibt eine Hand und einen Fuß seinen Leuten. Die beiden anderen Stücke behält [illegible] sich.

Nach knapp einer halben Stunde ist alles restlos verzehrt und abgenagt bis auf die Knochen. Die Frauen haben inzwischen zwei Fässer mit Tschitscha aufgestellt, und es beginnt zur Feier des Menschenfraßes ein wildes Fest. Es unterscheidet sich in nichts von dem früher geschilderten und dauert gleichfalls drei Tage und drei Nächte. Ich habe mich fern davon gehalten, so gut ich konnte, und ging mit Schiggi=Schiggi in den Urwald und in die Pampa.

(Fortsetzung folgt.)

Der Mensch kann groß, ein Held im Leiden sein.
Doch göttlich ist er, wenn er selig ist! Kleist.

*

Läßt man nichts auf Erden gelten,
Sperrt man sich am Ende aus.
Wer nichts andres kann als schelten,
Der wird fremd im eignen Haus.

Herbert Eulenberg.

Lichtenstein.

Roman von Wilhelm Hauff.

(24 Fortsetzung.)

Der Pfeifer von Hardt füllte sich den Becher und blickte Georg mit freundlichen Blicken an: „Ich bring' es Euch, Junker, und etwas recht Schönes dazu: Das Fräulein von Lichtenstein!“

„Hallo, ja! ja! trinkt Junker, trinkt!“ rief der Geächtete und lachte, daß die Höhle dröhnte. „Aus bis auf den Boden, aus! Sie soll blühen und leben für Euch! Das hast du gut gemacht, Hans! Sieh nur, wie unserem Gast das Blut in die Wangen steigt, wie seine Augen blitzen, als küsse er schon ihren Mund. — Dürft Euch nicht schämen! Auch ich habe geliebt und gefreit, und weiß, wie einem fröhlichen Herzen von vierundzwanzig Jahren zu Mute ist!“

„Armer Mann!“ sagte Georg. „Ihr habt geliebt und gefreit, und mußtet vielleicht ein geliebtes Weib und gute Kinder zurücklassen?“ Er fühlte sich, während er dies sprach, heftig am Mantel gezogen, er sah sich um, und der Spielmann winkte ihm schnell mit den Augen, als sei dies ein Punkt, worüber man mit dem Ritter nicht sprechen müsse. Und den Jüngling gereuten auch seine Worte, denn die Züge des unglücklichen Mannes verfinsterten sich, und er warf einen wilden Blick auf Georg, indem er sagte: „Der Frost im September hat schon oft verderbt, was im Mai gar herrlich blühte, und man fragt nicht, wie es geschehen sei. Meine Kinder habe ich in den Händen rauher, aber guter Ammen gelassen, sie werden sie, so Gott will, bewahren, bis der Vater wieder heimkommt.“ Er hatte dies mit bewegter, dumpfer Stimme gesprochen, doch als wolle er die trüben Gedanken aus dem Gedächtnis abwischen, fuhr er mit der Hand über die Stirne, und wirklich glätteten sich die Falten, die sich dort zusammengezogen hatten, augenblicklich; er blickte wieder heiterer um sich her und sprach: „Der Hans hier kann mir bezeugen, daß ich schon oft gewünscht habe, Euch zu sehen, Herr von Sturmfeder. Er hat mir von Eurer sonderbaren Verwundung erzählt, wo man Euch wahrscheinlich für einen der Vertriebenen gehalten und angefallen hat, indessen der Rechte Zeit gewann, zu entfliehen.“

„Das soll mir lieb sein,“ antwortete Georg. „Ich möchte fast glauben, man hat mich für den Herzog selbst gehalten, denn diesem paßten sie damals auf; und ich will gerne die tüchtige Schlappe bekommen haben, wenn er dadurch gerettet wurde.“

„Ei, das ist doch viel. Wisset Ihr nicht, daß der Hieb, der nach Euch geführt wurde, ebensogut tödlich werden konnte?“

„Wer zu Feld zieht,“ entgegnete Georg, „der muß seine Rechnung mit der Welt so ziemlich abgeschlossen haben. Es ist zwar schöner, in einer Feldschlacht vor dem Feinde bleiben, wenn die Freunde jubeln und die Kameraden umher stehen, um einem den letzten Liebesdienst zu erweisen. — Aber doch wäre ich damals auch gestorben, wenn es hätte sein müssen, um die Streiche dieser Meuchelmörder von dem Herzog abzulenken.“

Der Geächtete sah den Jüngling mit Rührung an und drückte seine Hand. „Ihr scheint großen Anteil an dem Herzog zu nehmen,“ sagte er, indem er seine durchdringenden Augen auf ihn heftete, „das hätte ich kaum gedacht, man sagte mir, Ihr seiet bündisch.“

„Ich weiß, Ihr seid ein Anhänger des Herzogs,“ antwortete Georg, „aber Ihr werdet mir schon ein freies Wort gestatten. Seht, der Herzog hat manches getan, was nicht recht ist. Zum Beispiel die huttische Geschichte, sie mag nun sein, wie sie will, hätte er unterlassen können. Sodann mag er mit seiner Frau hart umgegangen sein, und Ihr müßt selbst gestehen, er ließ sich doch zu sehr vom Zorn bemeistern, als er Reutlingen sich unterwarf —“

Er hielt inne, als erwartete er die Antwort des Ritters, doch dieser schlug die Augen nieder und winkte schweigend dem jungen Mann, fortzufahren. „Nun, so dachte ich von dem Herzog, als ich bündisch wurde, so und nur etwas stärker sprach man von ihm im Heere. Aber eine große Fürsprecherin hatte er an Marien, und es ist Euch vielleicht bekannt, daß ich mich auf ihr Zureden lossagte. Nun bekamen die Sachen bald eine andere Gestalt in meinen Augen, sei es, weil ich von Natur mitleidig bin und niemand ungerecht mißhandelt sehen kann, oder auch, weil ich die Absichten der Bündischen besser durchschaute — ich sah, daß dem Herzog zu viel geschehe; denn der Bund hatte offenbar kein Recht, den Herzog aus allen seinen Besitzungen und sogar von seinem Fürstenstuhl zu vertreiben und ihn ins Elend zu jagen. Und so gewann der Herzog wieder in meinen Augen. Er hätte ja vielleicht noch eine Schlacht wagen können, aber er wollte nicht das Blut seiner Württemberger auf ein so gewagtes Spiel setzen. Er hätte können den Leuten Geld abpressen und die Schweizer damit halten, aber er war größer als sein Unglück. Seht — das hat mich zu seinem Freunde gemacht.“

Der Ritter schlug die Augen auf, seine Brust schien höher zu schlagen, seine edle Gestalt richtete sich stolz empor, er sah Georg lange an und drückte seine Hand an sein pochendes Herz. „Wahrlich,“ sagte er, „es lebt eine heilige, reine Stimme in dir, junger Freund! Ich kenne den Herzog wie mich selbst, aber ich darf sagen, wie du sagtest, er ist größer als sein Unglück, und — besser, als der Ruf von ihm sagt. Aber er hat wenige gefunden, die ihm Probe gehalten haben! Ach, daß er nur hundert gehabt hätte, wie du bist, und es hätte kein Fetzen der bündischen Paniere auf einer württembergischen Zinne geweht. Daß du sein Freund werden könntest! Doch es sei ferne von mir, dich einzuladen, sein Unglück mit ihm zu teilen, es ist genug, daß deine Klinge und ein Arm wie der deinige nicht mehr seinen Feinden gehört. Mögen deine Tage heiterer sein als die seinigen, möge der Himmel dir deine guten Gesinnungen gegen einen Unglücklichen belohnen!“

Es wehte ein Geist in den Worten des geächteten Ritters, der manch verwandte Saite in dem Herzen des Jünglings anschlug. War es die Anerkennung seines persönlichen Wertes, der ihm aus dem Munde eines Tapferen so ermunternd klang, war es die Ähnlichkeit des Schicksals dieses Unglücklichen mit seiner eigenen Armut und mit dem Unglück seines Hauses, war es die romantische Idee, nicht für das siegende Unrecht, sondern für die gerechte Sache, gerade weil sie im tiefsten Unglück war, sich zu erklären — Georg fühlte sich unwiderstehlich zu diesem Mann, zu der Sache, für die er litt, hingezogen; begeistert faßte er seine Hand und rief: „Es spreche mir keiner von Vorsicht, nenne es keine Torheit, sich an das Unglück anzuschließen! Mögen andere dieses schöne Land dort oben teilen und in den Gütern dieses unglücklichen Fürsten schwelgen — ich fühle Mut in mir, mit ihm zu tragen, was er trägt, und wenn er sein Schwert zieht, seine Lande wieder zu erobern, so will ich der erste sein, der sich an seine Seite stellt. Nehmt meinen Handschlag, Herr Ritter, ich bin, wie es auch komme, Ulerichs Freund für immer!“

Eine Träne glänzte in dem Auge des Geächteten, indem er den Handschlag zurückgab. „Du wagst viel, aber du bist viel, wenn du Ulerichs Freund bist. Das Land da oben gehört ja den Räubern und Dieben, aber hier unten ist noch gut Württemberg. Hier vor mir sitzt der Ritter und der Bürger, vergesset einen Augenblick, daß ich ein armer Ritter und ein unglücklicher geächteter Mann bin, und denket, ich sei Fürst des Landes, wie ich Herr der Höhle bin. Ha! noch gibt es ein Würtemberg, wo diese drei zusammenhalten, und sei es auch tief im Schoß der Erde. Fülle den Becher, Hans, und lege deine rauhe Hand in die unsrigen, wir wollen den Bund besiegeln!“

Hans ergriff den vollen Krug und füllte den Becher. „Trinkt, edle Herren, trinkt“, sagte er, „Ihr könnet Euch in keinem edleren Wein Bescheid tun, als in diesem Uhlbacher.“

Der Geächtete trank in langen Zügen den Becher aus, ließ ihn wieder füllen und reichte ihn Georg. „Wie ist mir doch?“ sagte dieser. „Blühet nicht dieser Wein um Württembergs Stammschloß? Ich glaube, man nennt also den Wein, der auf jenen Höhen wächst?“

„Es ist so“, antwortete der Geächtete. „Rotenberg heißt der Berg, an dessen Fuß dieser Wein wächst, und auf seinem Gipfel steht das Schloß, das Württembergs Ahnen gebaut haben. — O, ihr schönen Täler des Neckars, ihr herrlichen Berge voll Frucht und Wein! Von euch, von euch auf immer!“ Er rief es mit einer Stimme, die aus einem gebrochenen Herzen voll Schmerz und Kummer heraufstieg, denn die Wehmut hatte die Decke gesprengt, womit der feste, unbeugsame Sinn dieses Mannes seine kummervolle Seele verhüllt hatte.

Der Bauer kniete nieder zu ihm, ergriff seine Hand und weckte ihn aus dem düsteren Hinbrüten, dem er sich einige Augenblicke hingegeben hatte. „Seid stark, guter Herr; Ihr werdet sie wiedersehen, fröhlicher, als Ihr sie verlassen habt.“

„Ihr werdet sie wiedersehen, die Täler Eurer Heimat“, rief Georg, „wenn der Herzog einrückt in sein Land, wenn er einziehet in die Burg seiner Ahnen, wenn die Täler des Neckars und seine weinreichen Höhen widerhallen vom Jubel des Volkes, dann werdet auch Ihr Eurer Wohnung wieder entgegenziehen. Verscheuchet die trüben Gedanken: Nunc vino pellite curas, trinket, vergesset nicht, was wir vorhin gesprochen haben ich tue Euch Bescheid in diesem Württemberger Wein — der Herzog und seine Treuen!“

Ein angenehmes Lächeln ging wie ein Sonnenblick bei diesen Worten auf den düstern Zügen des Ritters auf. „Ja!“ rief er, „Treue ist das Wort, das Genesung gibt dem gebrochenen Herzen, wie in kühler Trunk dem einsamen

Wanderer in der Wüste. Vergesset meine Schwäche, Junker. Verzeihet sie einem Mann, der sonst seinem Kummer nicht Raum gibt. Aber wenn Ihr je vom Gipfel des roten Berges hinabgesehen hättet auf das Herz von Württemberg, wie der Neckar durch grüne Ufer zieht, wie mannshohe Halme in den Feldern wogen, wie sanfte Hügel am Fluß sich hinaufziehen, bepflanzt mit köstlichem Weine, wie dunkle, schattige Forsten die Gipfel der Berge bekränzen, wie Dorf an Dorf mit den freundlichen roten Dächern aus den Wäldern von Obstbäumen hervorschaut, wie gute fleißige Menschen, kräftige Männer, schöne Weiber auf diesen Höhen, in diesen Tälern walten und sie zu einem Garten anbauen, — hättet Ihr dieses gesehen, Junker, gesehen mit meinen Augen und säßet jetzt hier unten, hinausgeworfen, verflucht, vertrieben, umgeben von starren Felsen! Tief im Schoß der Erde! O, der Gedanke ist schrecklich und oft zu mächtig für ein Männerherz!"

Georg bangte, der Ritter möchte durch die traurige Gegenwart und seine schöneren Erinnerungen wieder in seine Wehmut zurückgeführt werden, daher suchte er schnell dem Gespräch eine andere Wendung zu geben: „Ihr waret also oft um den Herzog, Herr Ritter? O sagt mir, ich bin ja jetzt sein Freund, sagt mir, wie ist er im Umgang? Wie sieht er aus? Nicht wahr, er ist sehr veränderlich und hat viele Launen?"

„Nichts davon," antwortete der Geächtete, „Ihr werdet ihn sehen und lernet ihn am besten ohne Beschreibung kennen. Aber schon zu lange haben wir von fremden Angelegenheiten gesprochen. Von Euren eigenen saget Ihr gar nichts? Nichts von dem Zweck Eurer jetzigen Reise, nichts von dem schönen Fräulein von Lichtenstein? — Ihr schweiget und schlaget die Augen nieder? Glaubet nicht, daß es Neugierde sei, warum ich frage. Nein, ich glaube Euch in dieser Sache nützlich sein zu können."

„Nach dem, was diese Nacht zwischen uns geschehen ist," antwortete Georg, „ist von meiner Seite keine Zurückhaltung, kein Geheimnis mehr nötig. Es scheint auch, Ihr wußtet längst, daß ich Marien liebe, vielleicht auch, daß sie mir hold ist?"

„O ja," entgegnete der Ritter lächelnd, „wenn ich anders die Zeichen der Liebe verstehe und richtig deuten kann. Denn sie schlug, wenn von Euch die Rede war, die Augen nieder und errötete bis an die Stirne, auch nannte sie Euren Namen mit eigenem, so eigenem Ton, als gäben alle Saiten ihres Herzens den Akkord zu diesem Grundton an."

„Ich glaube, Euer scharfes Auge hat richtig bemerkt, und deswegen will ich nach Lichtenstein. Ich war von Anfang willens als ich mich vom Bunde lossagte, nach Haus zu ziehen, aber die Alb ist schon halbwegs von Franken hierher, da dachte ich, ich könnte das Fräulein noch einmal zuvor sehen. Der Mann hier führte mich über die Alb. Ihr wisset, was meine Reise um acht Tage verzögerte. Sobald der Morgen herauf ist, will ich oben im Schloß einsprechen, und ich hoffe, ich komme dem alten Herrn jetzt willkommener, da ich das neutrale Gebiet verlassen und zu seiner Farbe mich geschlagen habe."

„Wohl werdet Ihr ihm willkommen sein, wenn Ihr als Freund des Herzogs kommt, denn er ist ihm treu und sehr ergeben. Doch könnte es sein, daß er Euch nicht traute, denn er soll ein wenig mißtrauisch und grämlich gegen fremde Menschen sein. Ihr wisset, wie ich mit ihm stehe, denn er ist der barmherzige Samariter, der mich, wenn ich nachts aus meiner Höhle steige, mit warmer Speise und mit noch wärmerem Trost für die Zukunft labt. Ein paar Zeilen von mir mögen Euch bei ihm besser empfehlen als ein Freibrief des Kaisers, und zum Zeichen für ihn und manchen andern nehmt diesen Ring und traget ihn zum Andenken an diese Stunde, er wird Euch als einen Freund der gerechten Sache Württembergs verkünden." Er zog bei diesen Worten einen breiten Goldreif vom Finger. Ein roter Stein war in der Mitte gefaßt, und in den drei Hirschgeweihen mit dem Jagdhorn auf dem Wappenhelm, die darin eingegraben waren, erkannte der junge Mann das Zeichen Württembergs. Um den Ring standen erhabene eingeprägte Buchstaben, deren Sinn er nicht verstand. Sie hießen U H Z W U T.

„Uhzwut? Was bedeutet dieser Name?" fragte er. „Ist es etwa ein Feldgeschrei für die Anhänger des Herzogs?"

„Nein, mein junger Freund," antwortete der geächtete Ritter. „Diesen Ring trug der Herzog lange an seiner Hand, und er war mir immer sehr wert, ich habe aber noch viele andere Andenken von ihm und konnte dieses an keinen Besseren abtreten. Die Zeichen heißen Ulerich Herzog zu Württemberg und Teck!"

„Er wird mir ewig teuer sein," erwiderte Georg, „als ein Andenken an den unglücklichen Herrn, dessen Namen er trägt, und als schöne Erinnerung an Euch, Herr Ritter, und die Nacht in der Höhle."

„Wenn Ihr an die Zugbrücke von Lichtenstein kommet," fuhr der Ritter fort, „so gebet dem nächsten besten Knecht den Zettel, den ich Euch schreiben werde, und diesen Ring, solches dem Herrn des Schlosses zu bringen, und Ihr werdet gewiß empfangen werden, als wäret Ihr des Herzogs eigener Sohn. Doch für das Fräulein müßt Ihr Eure eigenen Zeichen haben, denn auf sie erstreckt sich mein Zauber nicht. Etwa ein herzlicher Händedruck, die geheimnisvolle Sprache der Augen, oder ein süßer Kuß auf ihren roten Mund. Doch, um gehörig vor ihr zu erscheinen, habt Ihr Ruhe nötig, denn Eure Augen möchten nach einer durchwachten Nacht etwas trübe sein. Daher folgt meinem Beispiel, strecket Euch auf die Rehfelle nieder und legt Euren Mantel als Kopfkissen unter. Und du, würdiger Majordomus, oberster Kämmerer und Mundschenk, Hans, getreuer Gefährte im Unglück, reiche diesem Paladin noch einen Becher zum Schlaftrunk, daß ihm jene Felle zum weichen Pfühl, diese Felsengrotte zum Schlafklosett werde, und ihn der Gott der Träume mit seinen lieblichsten Bildern besuche!"

Die Männer tranken und legten sich zur Ruhe, und Hans setzte sich, wie ein treuer Hund, an die Pforte der Felsenkammer. Bald kam Morpheus mit leisen Tritten zu dem Lager des Jünglings und streute seine Schlummerkörner über ihn, und er hörte nur noch halb im Traume, wie der geächtete Mann sein Nachtgebet sprach und mit frommer Zuversicht zu dem Lenker der Schicksale flehte, über ihn und jenes unglückliche Land, in dessen tiefem Schoß er jetzt ruhte, seinen Schutz und seine Hilfe herabzusenden.

(Fortsetzung folgt.)



Bunte Chronik

* **Wie man zu einem Gatten kommt!** Daily Mail erzählt von einer jungen und sehr hübschen Engländerin Miß Isabel Boggs, die, da sie sonst keine Sorgen hatte, eines Tages die Welt mit der Botschaft überraschte, daß sie für sich den Weltrekord im — Nicht-Flirten in Anspruch nehme. Sie könne nachweisen, daß sie noch nie einem Vertreter des anderen Geschlechts die geringste Gunst gewährt habe. Es hat sich keine Frau gemeldet, um der Miß diesen Rekord streitig zu machen. Wohl aber erhielt sie zahllose Heiratsanträge von Männern aus allen Erdteilen. Miß Boggs zeigte sich aber ihres Rekordes würdig und antwortete keinem. Dagegen korrespondierte sie mit einigen jungen Mädchen, die an sie herangetreten waren, mit der Bitte, ihnen — zur etwaigen Benutzung — doch einen Teil der sich bei ihr zu Berge häufenden männlichen Angebote zu überlassen. Mit einem dieser Mädchen, das aus Newyork schrieb, entwickelte sich sogar eine regelrechte Brieffreundschaft. — Bis diese Newyorkerin eines Tages gestand, daß sie in Wahrheit ein Newyorker sei, der kein größeres Glück kennen werde. . . usw. usw. Weihnachten war die Hochzeit. Der Boggs- (nicht Box-, bitte!) rekord steht nun zur freien Verfügung offen.

*

* **Die Liebe ist eine Himmelsmacht!** Zwei sehr junge Leute haben sich geheiratet. Sie ist siebzehn, er zwanzig Jahre alt. Nach einem Jahr Ehre hat sich die glühende Liebe in tödlichen Haß gewandelt. „Er" ist ein Rohling und prügelt seine Frau, daß die Nachbarschaft zusammenläuft. „Sie" kennt nur noch das eine Ziel: Rache für die angetane Schmach! Als Mann verkleidet, lauert sie dem Gatten abends in einer engen Gasse auf und feuert zwei Revolverschüsse auf ihn ab. Er wird schwer, aber nicht tödlich verletzt ins Hospital geschafft. Sie wandert ins Gefängnis. Vor einem hohen Gerichtshof trifft man sich nach langen Monaten wieder. Er als der fortgesetzten Körperverletzung beschuldigt, sie unter der schwereren Anklage des versuchten Totschlags. Während die Advokaten noch plädieren, erklärt „sie", daß sie ihre Anklage zurückziehe und „er", daß er der Geliebten die Revolverschüsse längst verziehen habe. Die Richter sind gerührt. Nur um dem Buchstaben des Gesetzes zu genügen, verurteilt man die Frau zu der mildesten Strafe, die zulässig ist: elf Monate Gefängnis, abgebüßt durch die Untersuchungshaft. . . Und in den Armen liegen sich beide. . . So geschehen nicht auf den Breitegraden von Berlin und Köln, — nur wo unter der Glut einer südlichen Sonne das Blut heißer fließt, wird so dramatisch geliebt und gehaßt. Aus Sizilien wird dem Corriere della Sera die Geschichte gemeldet. . . Cavalleria rusticana mit happy end! Ein Stoff für Filmautoren.

Verantwortlicher Redakteur: M. Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.